Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 14 (2007)
Heft: 162

Rubrik: Stadtleben

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ODYSSEE ENTLANG DER ALTSTADT-PERIPHERIE

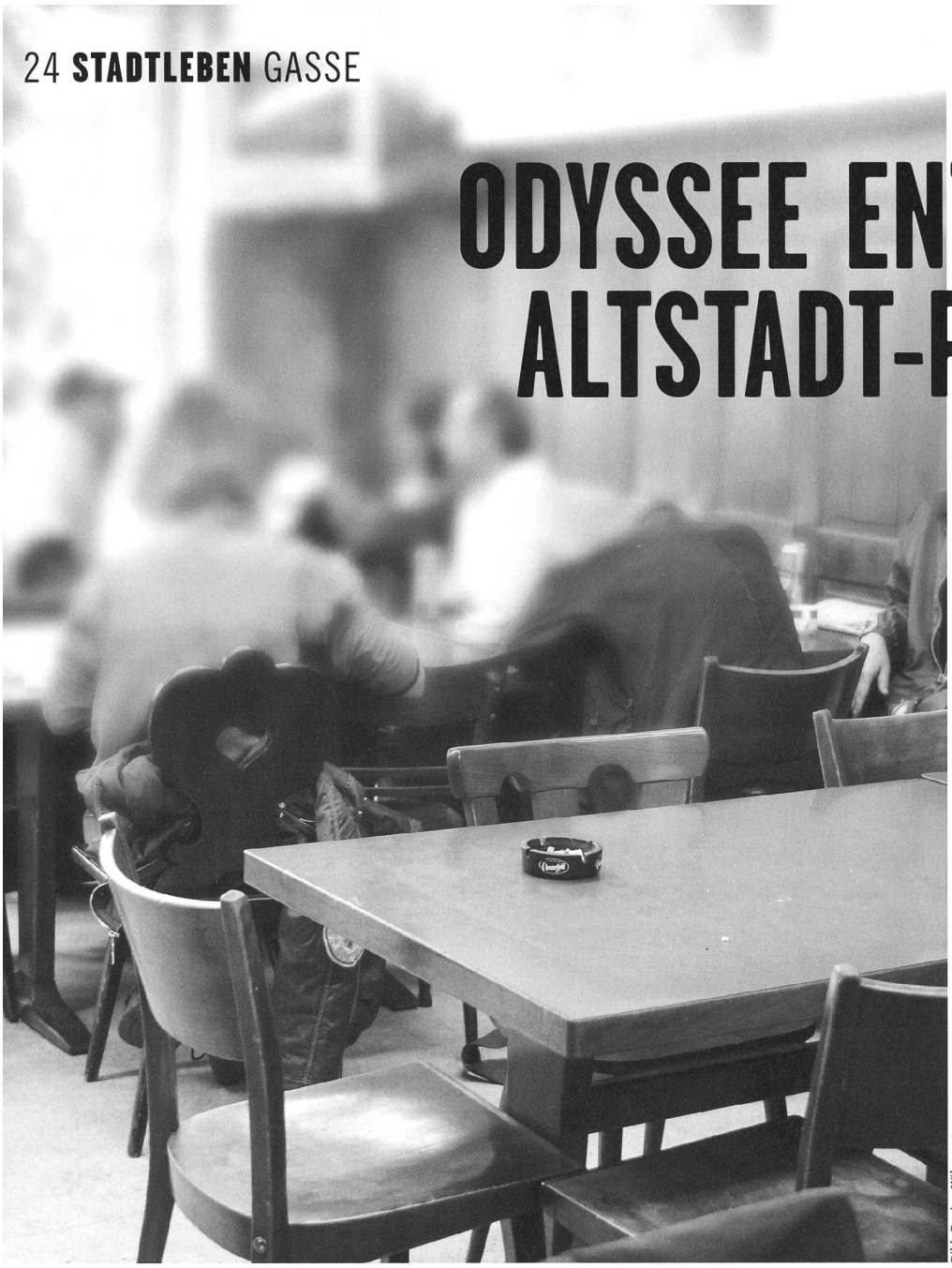


Bild: Regina Kühne

Die Gassenküche St.Gallen ist in einem Bauwagen neben dem Waaghaus gestartet und auch am heutigen Standort im Linsebühl fehlt ihr die definitive Betriebsbewilligung. Nichtsdestotrotz feiert sie ihr zwanzigjähriges Bestehen mit Publikation und Ausstellung. von Sabin Schreiber

Anfang der achtziger Jahre wurde eine Krankheit identifiziert, für die es keine heilenden Therapien gab: Aids. Medienberichte konzentrierten sich auf die Schockwirkung und sprachen in den ersten Jahren vorwiegend von der «Schwulenseuche», der «Schwulenpest». Allmählich wurde klar, dass es noch weitere «Risikogruppen» gab, unter anderem Drogenkonsumentinnen und -konsumenten. In den offenen Drogenszenen kam es zu einer steigenden Anzahl von HIV-Infektionen.

Mitte der achtziger Jahre setzte ein erbitterter Streit über den richtigen Umgang mit der «Seuche» ein. Zwei Strategien standen zur Debatte: Die Seuchenstrategie und die New-Public-Health-Strategie. Die Seuchenstrategie propagierte das systematische Testen einzelner «Risikogruppen», die Identifikation von Infizierten und deren allfällige Ausgrenzung aus verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen. Der New-Public-Health-Ansatz vertritt ein komplett anderes Konzept: interdisziplinär, an einer Gesamtschau der Probleme orientiert. Die Betroffenen sollen einbezogen, ihre Würde gewahrt und die Menschenrechte geschützt werden.

Prävention statt Repression

Das Bundesamt für Gesundheit und die Aids-Hilfe Schweiz, gemeinsam verantwortlich für die HIV-Prävention, orientierten sich am New-Public-Health-Konzept. Bisher hatten die drogenpolitischen Massnahmen in der Schweiz auf Abstinenz und Repression gesetzt. Eine erste faktische Präventionsmassnahme gegen HIV-Infektionen war die Abgabe von sauberen Spritzen. In verschiedenen Städten wurden «Injektionsräume» (Gassenzimmer, Fixerstübli) eingerichtet. Ausnahmslos alle mussten sich gegen massiven Widerstand durchsetzen: Anwohnerinnen und Anwohner legten Einspruch ein, die Polizei verschärfte Repression und Kontrollen, wertkonservative Kreise bekämpften die Abgabe von Kondomen und forderten stattdessen Enthaltsamkeit, und verschiedene Interessengruppen instrumentalisierten die Ängste, um sich politisch zu profilieren.

Eine Kehrtwende setzte Ende der achtziger Jahre ein. Die grossen offenen Szenen in den Städten machten die Verelendung für alle sichtbar. Die Behörden und auch immer breitere Teile der Bevölkerung in den betroffenen Städten kamen zur Einsicht, dass die bisherigen drogenpolitischen Massnahmen in eine Sackgasse führten. Was folgte war ein Meinungsumschwung in Politik und Öffentlichkeit. Das Abstinenzdogma wurde zunehmend kritisch diskutiert und kam unter starken Druck. Zudem begann sich die Erkenntnis durchzusetzen, dass Abhängigkeit eine kürzere oder längere Episode im Leben eines Menschen sein kann. Den Abhängigen sollte wie Kranken geholfen werden, damit sie die Suchtphase mit möglichst wenig bleibenden Schäden überlebten. Den realpolitischen Auftakt zur Neuorientierung bildete das Jahr 1991: Der Bundesrat formulierte das Konzept einer «Nationalen Drogenpolitik», aufgeteilt in die Bereiche Prävention, Therapie, Repression und Schadensminderung. Bund, Kantone und Gemeinden wollten enger zusammenarbeiten. Auf Einladung der Zürcher Stadtbehörden konnten Gemeindevertreter einen «Augenschein» am Platzspitz nehmen. Hier sahen sie das Ausmass des Elends, mit dem sie sich bisher nicht konfrontieren mussten, leibhaftig vor sich. Die bisher auf wenige Städte konzentrierte Drogenhilfe musste dezentralisiert werden. Später kamen die Methadonprogramme zur Substitution von Heroin dazu, noch später wurde die ärztliche Verschreibung von Heroin eingeführt.

Bienehüsli abgeschossen

Das so genannte Drogenelend stand in St.Gallen bis Ende der achtziger Jahre nicht auf der Agenda der politischen Eliten. Man vertrat die Meinung, die bestehenden Angebote von Stadt und Kanton, von Kirchgemeinden und Pro Juventute genügten den Bedürfnissen vollauf.

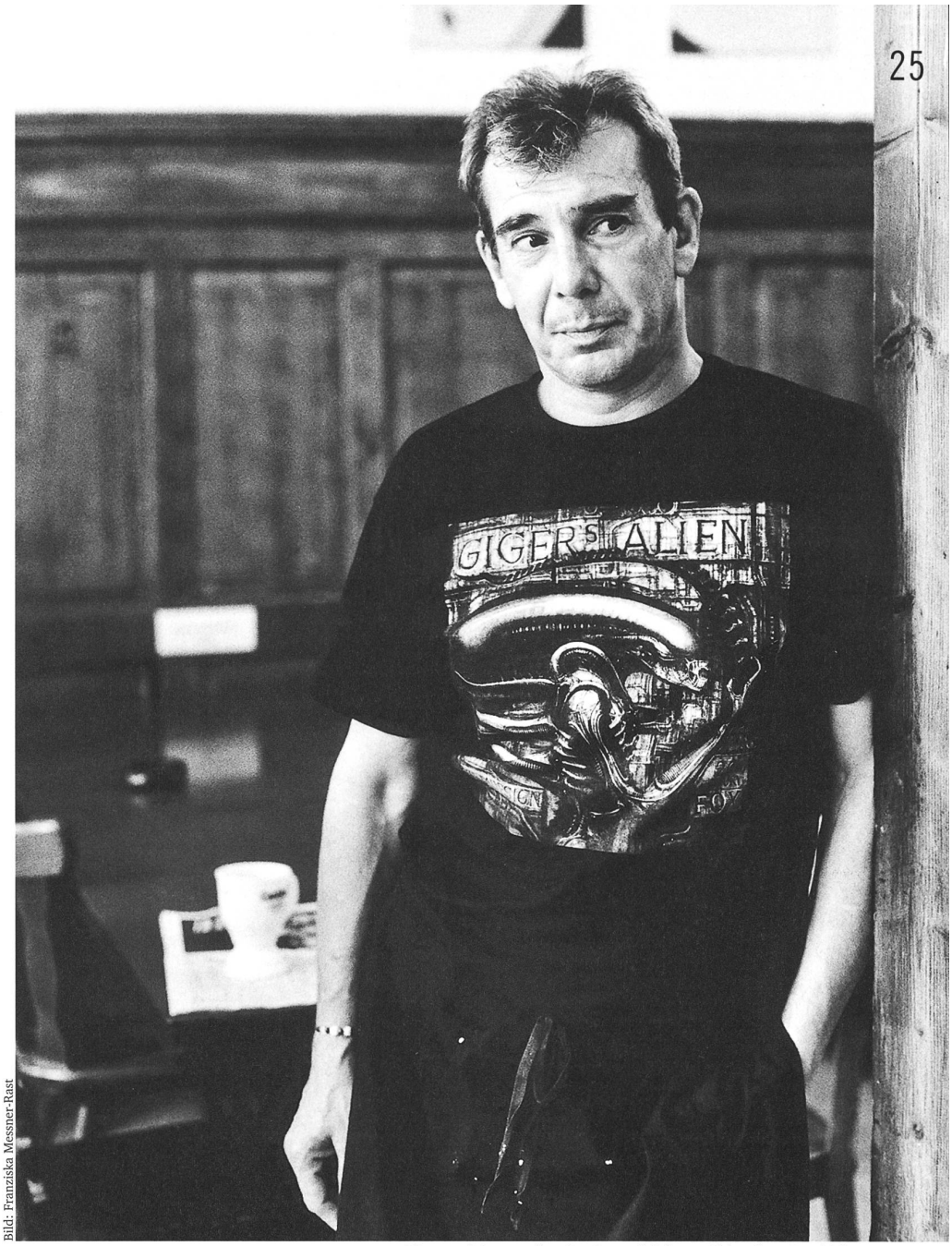


Bild: Franziska Messner-Rast

Gäste und Angestellte der Gassenküche erzählen ihre Geschichten.

Die Verbreitung von Aids und wie die Krankheit in der Öffentlichkeit wahrgenommen wurde, zwang aber auch in St.Gallen zum Umdenken. Gesundheitspolitische Forderungen rückten in den Vordergrund, die Abgabe von Kondomen und sauberen Spritzen musste so rasch wie möglich organisiert werden. Stadt und Kanton St.Gallen, die städtischen Kirchgemeinden und die Pro Juventute St.Gallen rauften sich zusammen und gründeten 1990 die Stiftung «Hilfe für Drogenabhängige». Erstes Projekt der Stiftung war das «Bienehüsli» am Unteren Graben 55, ein «Fixerraum» mit Sanitätsposten. Der Gemeinderat sprach einen Betriebskredit gut, ein Referendum kam zustande. Was folgte, war ein heftiger, emotionsgeladener Abstimmungskampf: Die Mehrheit der Stimmenden wollte keinen Fixerraum und keine Tagesstruktur für Süchtige. Das Bienehüsli wurde geschlossen. Die Szene sammelte sich kurzfristig im Waaghaus oder im Stadtpark, und im Herbst 1991 beschloss die Stadt, die Drogenszene auf den Schellenacker «auszulagern». Nun waren die Leute zwar nicht mehr sichtbar, ihre Lebenssituation verbesserte sich damit aber nicht. Die Stiftung «Hilfe für Drogenabhängige» entwickelte in den folgenden Monaten ein Vier-Säulen-Modell, das seit 1992 umgesetzt wird. Es umfasst die Medizinisch-sozialen Hilfsstellen 1 und 2, die Gassenarbeit und die Suchtfachstelle. Aufgrund der Entwicklung sind neue Angebote hinzugekommen. 1998 erfolgte eine Neuausrichtung unter neuem Namen: Stiftung Suchthilfe St.Gallen.

Grosse Nachfrage, grosser Widerstand

Erste Experimente für eine «gassennahe» Sozialarbeit lancierte die Migros Genossenschaft 1981 im Neumarkt. Ziel war die Kontaktaufnahme mit Jugendlichen, die sich im Einkaufszentrum aufhielten. 1983 übernahm die Pro Juventute die Initiative unter der Bezeichnung «Jugendarbeit an informellen Treffpunkten», die sich als Gassenarbeit etablierte. Die Gassenarbeit initiierte 1986 die «mobile Gassenküche», der Pilotbetrieb konnte im Januar/Februar 1987 in einem Bauwagen neben dem Waaghaus aufgenommen werden. Das Tagblatt schrieb zur Eröffnung: «In erster Linie richtet sich das Projekt an Suchtgefährdete, die seit der Schliessung ihres bisherigen Treffpunktes, des Restaurants Park, infolge strengerer Kontrolle und Wegweisungen aus verschiedenen anderen Restaurants quasi obdachlos geworden sind.»

Während der Öffnungszeiten von 18 bis 22 Uhr bestand die Möglichkeit, sich günstig zu verpflegen und an einem warmen Ort zu verweilen. Die Nachfrage war gross, der Widerstand gegen die Gassenküche in den jeweiligen Quartieren ebenso. Die Stadtodyssee der Gassenküche entlang der Altstadt-Peripherie begann 1987 zunächst im Bauwagen, dann im Zirkuswagen und schliesslich in einem Container, machte einen Zwischenhalt in einer Vierzimmerwohnung und ankert heute im ehemaligen «Walfisch» im Linsebühl. Ob die Reise fortgeführt wird, steht noch offen: Dank unermüdlichen Einsprachen fehlt noch heute, nach zwanzig Jahren, eine definitive Betriebsbewilligung. Den Widrigkeiten und Widerständen zum Trotz hat sich die Gassenküche zu einer etablierten Institution gemausert. Sie wird getragen von der Stiftung Suchthilfe St.Gallen und kann einen Ganzjahresbetrieb anbieten.

Die Gassenküche feiert sich und ihr Zwanzigjähriges: In einem sorgfältig edierten Buch erzählen Gäste ihre Geschichte, umsichtig notiert von Claudia Schmid. Ehemalige und jetzige Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter berichten aus ihrem Alltag, Vertreter der Stiftung Suchthilfe und Unterstützerinnen und Unterstützer kommen zu Wort. Mit Porträts von Franziska Messner-Rast und Aufnahmen aus dem Gassenküche-Leben von Jürg Zürcher und Regina Kühne.

Brot und Socken. 20 Jahre Gassenküche St.Gallen. Hg. Stiftung Suchthilfe St.Gallen. Appenzeller Verlag 2007. **Buch-Vernissage:** 31. Oktober, 18-20 Uhr, Lokremise St.Gallen. Mehr Infos: www.stiftung-suchthilfe.ch

Lokremise St.Gallen. 31. Oktober bis 4. November. Ausstellung mit den Porträts von Franziska Messner-Rast aus dem Buch und mit Kunst von Jan-Piet Graf. Öffnungszeiten: Mi 17-21 Uhr, Do 11-15 Uhr, Fr 11-19 Uhr, Sa/So 11-15 Uhr.

Kulturraum des Regierungsgebäudes. 26.Oktober bis 30.November. Ohne Dings kein Bums. 20 Jahre im Kampf gegen Aids. Öffnungszeiten: Mo-Fr, 14-18 Uhr.

FUX, DU BISCH DÄ BESCHT

Er wuchs im Heiligkreuz auf, liebte Oldies, karierte Hemden und trug einen breiten Schnauz. Am 31. August ist der Grabenhalle-Abwart Bruno Fuchs im Alter von knapp 61 Jahren gestorben. von Daniel Klingenberg

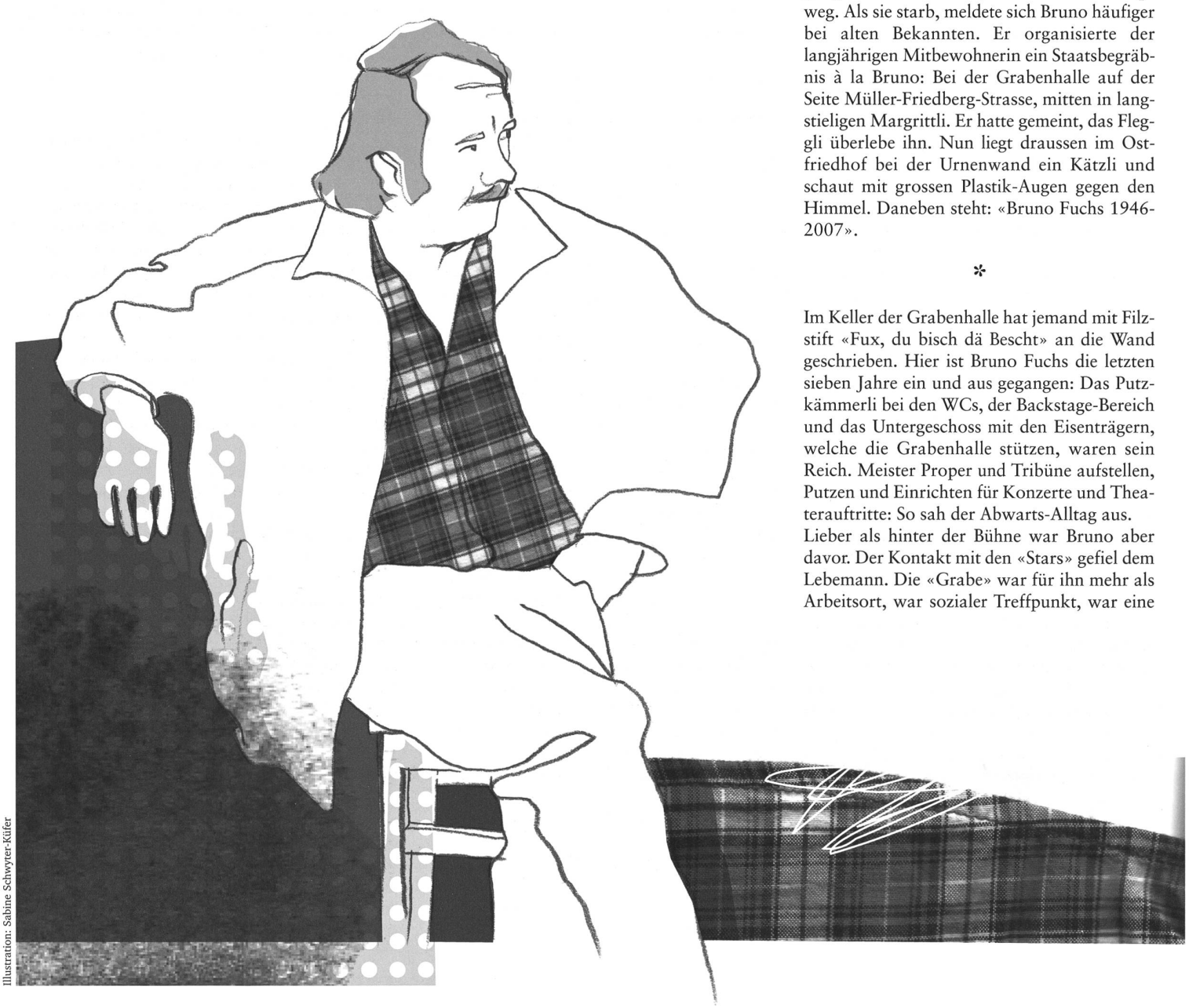


Illustration: Sabine Schwyter-Küfer

Dass im vergangenen Jahr das Fleggli starb, hatte Bruno getroffen. Überraschend kann es nicht gewesen sein: Die fünffarbige Katze begleitete Bruno 27 Jahre lang. Mit den Tieren sei er immer super umgegangen, sagen Bekannte. Super hiess für Fleggli zum Beispiel Hackfleisch und Speckwürfeli zum Zmittag. Ich muss noch mein Raubtier füttern, sagte Bruno jeweils. Dosenfutter war für die Katzendame mit dem biblischen Alter eine Beleidigung: Roch sie daran, drehte sie den Kopf weg. Als sie starb, meldete sich Bruno häufiger bei alten Bekannten. Er organisierte der langjährigen Mitbewohnerin ein Staatsbegräbnis à la Bruno: Bei der Grabenhalle auf der Seite Müller-Friedberg-Strasse, mitten in langstieligen Margrittli. Er hatte gemeint, das Fleggli überlebe ihn. Nun liegt draussen im Ostfriedhof bei der Urnenwand ein Kätzli und schaut mit grossen Plastik-Augen gegen den Himmel. Daneben steht: «Bruno Fuchs 1946-2007».

*

Im Keller der Grabenhalle hat jemand mit Filzstift «Fux, du bisch dä Bescht» an die Wand geschrieben. Hier ist Bruno Fuchs die letzten sieben Jahre ein und aus gegangen: Das Putzkämmerli bei den WCs, der Backstage-Bereich und das Untergeschoss mit den Eisenträgern, welche die Grabenhalle stützen, waren sein Reich. Meister Proper und Tribüne aufstellen, Putzen und Einrichten für Konzerte und Theaterauftritte: So sah der Abwarts-Alltag aus.
Lieber als hinter der Bühne war Bruno aber davor. Der Kontakt mit den «Stars» gefiel dem Lebemann. Die «Grabe» war für ihn mehr als Arbeitsort, war sozialer Treffpunkt, war eine

Was Brunos Herz berührte, kam eher aus Elton Johns Pop-Evangelium. Sein Favoritenstück war «Sad Songs».

Bühne, auf der sich Bruno zu inszenieren wusste, von der er an anderen Orten erzählte. Wo er in einem Ordner minutiös die Veranstaltungen festhielt – jedem Konzert sein eigenes Sichtmäppchen – und alle Zeitungsartikel dazu sammelte. Wo er zur Begrüssung der Bands zu deren Erstaunen auch mal ihre eigene Musik in die Anlage legte. Wo er Kollegen zu einem Pepe-Lienhard-Konzert einlud, das nur dreissig Leute hören wollten, und manchmal wie ein kleiner König am Lichtmischpult sass und Scheinwerfer mit dem Schieberegler zu- und wegschaltete. Man hatte ihn gern in dieser Rolle in der Graben-Crew, auch wenn er das Arbeiten nicht erfunden hat und gelegentlich nach dem Prinzip «Hütt isch hütt und morn isch morn» funktionierte. Und jetzt ist er einfach nicht mehr da. Keine faulen Bruno-Sprüche mehr. Keiner mehr an der Bar, der im karierten Hemd und mit breitem Schnauz den Frauen schöne Augen macht. Und bereits stauen sich die Zigaretten-Päckli der Nummer 36 im Automaten. Diese Gauloises waren Brunos Marke. Die werden hier wohl bald abgeschafft, die raucht sonst niemand, heisst es in der Grabenhalle.

*

Die «Grabe» war ein Glücksfall für Bruno. Mit dem fünfzig-Prozent-Job kriegte er nach unsicheren Jahren die Kurve wieder, bekam sein Leben Stabilität. Die Stelle erhielt er, weil er kurz vorher einen Hausabwarts-Kurs in Zürich absolviert hatte. Zuvor war Bruno als Taxi-Fahrer in der Stadt unterwegs gewesen und davor bei den Neovac Tanksystemen in Oberriet. Nach der Realschule wurde Bruno Postangestellter, arbeitete in Zürich in der Sihlpost und auch in der St.Galler Hauptpost. Aufgewachsen ist er im Osten von St.Gallen, nicht weit weg vom Espenmoos und der Beiz, wo er bis zu seinem Tod jeden Montagabend zum Jass-Stamm ging. Er hatte eine obertolle Jugendzeit, sagt Brunos Bruder. Die Mutter habe geschaut, dass es den zwei Buben an nichts mangle. Eine schöne Jugend in den fünfziger Jahren im Heiligkreuz besteht aus Bildern: Wie sich die Buben im Winter mit Schlittschuhen an knatternden Lieferwagen anhängten und so die Kolloseumstrasse zur Eisbahn wurde. Wie das ganze Haus zusammenlief, wenn der Nachbarsbub sein erstes Velo bekam. Und wie der Sonntagsausflug auf die Schwägalp im Auto eines Vermögenderen des Quartiers zur Erinnerung wurde, von der man lange erzählte.

Nicht alles an Brunos Jugend ist Idylle: Die Mutter machte Heimarbeit, nähte Pellerinen und Taschen für einen Auftraggeber im Bleicheli. Der Vater war Portier im Hotel Hecht, aber meistens abwesend: Vatermässig sei kaum etwas da gewesen, sagt der Bruder. Bruno ging nicht an dessen Beerdigung. «Seine Eltern trennten sich ziemlich früh, und so kam für die Mutter eine recht schwere Zeit», heisst es im Lebenslauf. Wer Bruno gekannt hat, sagt, dass er seine Mutter sehr gern gehabt habe. Sie starb früh, Bruno war 25 Jahre alt und gerade im WK. Damals lief ständig «Butterfly» von Danyel Gérard am Radio, erinnerte sich Bruno immer wieder: Butterfly, my Butterfly, jeden Tag mit dir war schön. Butterfly, my Butterfly, wann werd ich dich wiedersehn?

*

Kurz zuvor ist Bruno Fuchs Vater geworden. Viel wissen die Grabenhalle-Leute nicht darüber. Er habe wenig Privates erzählt, sei ausgewichen, heisst es. Was man weiss: Der Kontakt mit der Mutter seiner Tochter sei gut gewesen. Aber irgendwie hat es mit dem Beieinander-Bleiben nicht geklappt: Die beiden seien einfach zu jung gewesen, als sie sich bei der Post kennen gelernt hätten, ist von anderer Seite zu hören. Auch die Tochter sei ihm wichtig gewesen, seine drei Grosskinder erst recht. Eine Fotografie zeigt Vater und Tochter – sie mit sonnigem Gesicht, er mit unsichtbaren Augen hinter verdunkelter Sonnenbrille. Nach dem Tod von Fleggli schenkten ihm Mutter und Tochter zum 60. Geburtstag einen Kater, sie nannten ihn Bruno.

Später lernte er in einer längeren Beziehung kennen, was ihm auch in der «Grabe» viel bedeutete: die Musik. Angefangen hat es damit, dass er der Angebeteten Platten schenkte und dafür zum Nachtessen eingeladen wurde. Gefunkt hat es dann bei einer Radio-Aktuell-Reise nach Böblingen im Süddeutschen anlässlich der letzten Paola-und-Kurt-Felix-Sendung «Verstehen Sie Spass?». Musik, das hiess damals für Bruno: Die Oldies der Fünfziger und Sechziger. Willkommen also in der Welt von Roy Anderson und Die Bambis, wo es Titel gibt wie «Der Bikini von der Fini» und «Die Wahrheit ist ein schmaler Grat». Seine Partnerin hatte einen Oldie-Platten-Laden. Die Schlager-Stars traten im Schützengarten auf und kamen vor dem Gig zur Autogrammstunde in den Laden. Bruno, der damals Taxi fuhr, brachte die Stars zur Signierstunde und anschliessend zum Konzert. Mit Bruno zusammen zu leben sei nicht immer einfach gewesen, erinnert sich die damalige Partnerin: Manchmal habe er das Restaurant lieber gehabt als die Freundin. Trotzdem: Sie blieben Kollegen bis zuletzt, auch wenn sie schon seit fast zehn Jahren nicht mehr zusammen waren. An der Olma im letzten Jahr verkauften sie noch gemeinsam Musik.

*

«Herr Fuchs, wenn Sie nicht ins Spital gehen, spielen Sie mit dem Leben.» Das habe ihm ein Arzt kurz vor seinem Tod gesagt. Gestorben ist Bruno Fuchs an Leberzirrhose. Die Vernarbung der Leber ist eine Folge von Alkoholkonsum. Einige sagen, er könne nicht so viel getrunken haben, dass er daran gestorben sei. Viele Patienten merken nicht, dass sie eine Zirrhose haben. Ob es Bruno wusste, weiss niemand. Der Tod sei für ihn nicht überraschend gekommen, ist die Einschätzung am Arbeitsplatz. Man habe gemerkt, dass es ihm nicht gut gegangen sei, die Hautfarbe habe sich verändert. Auf der Todesanzeige hingegen steht: «Er wurde ganz unerwartet aus dem Leben gerissen.» Und als Motto: «Erlöst bin ich selig in Jesus, wie hab ich's bei Jesus so gut!» Das sei zwar wohl nicht Brunos Glaube gewesen, räumt der Bruder ein, aber der Vers drücke das aus, was er ihm wünsche. Was Brunos Herz berührte, kam eher aus Elton Johns Pop-Evangelium. Sein Favoritenstück war «Sad Songs»: «Turn on those sad songs, when all hope is gone.»

Dort, wo Bruno häufig an der Grabenhalle-Bar gesessen ist, hängt jetzt eine Fotografie von ihm. Strähniges Haar, graue Hose, rotgrau kariertes Hemd, dunkelblauer Blazer mit weissen Streifen. Die eine Hand in der Hüfte aufgestützt, die andere breit auf dem Tresen liegend, blickt er in die Halle. Eine typische Feierabend-Szene: Bruno blieb oft auch nach der Abwart-Arbeit in der «Grabe». Ging in den Keller und chlütterte etwas, nuschte etwas an einem Elektrogerät. Und am anderen Tag war er einfach wieder da. Noch immer liegt seine Brille auf einer Kühlbox.

Illustrationen: Mark Staff Brandl

LATEINISCHER KULTURMONAT

Die Kantonsbibliothek, die Vadianische Sammlung der Ortsbürgergemeinde und die Fachschaft Alte Sprache der St.Galler Gymnasien organisieren in St.Gallen den November hindurch einen lateinischen Kulturmonat. Die Palette ist gross und soll ein breites Publikum ansprechen: Filmreihe im Kinok, Stadtführungen, Vorträge, eine Ausstellung usw. Der vorabgedruckte Text erscheint in der Publikation «Masclus permisit bis Carpe diem: Latein in der Ostschweiz – Erinnerungen, Geschichten, Einsichten», herausgegeben von der Gesellschaft Pro Vadiana. Mehr Infos: www.kb.sg.ch

PENG-PENG WIE BEI HEMINGWAY

Im November spricht St.Gallen lateinisch. Aus Anlass des lateinischen Kulturmonats veröffentlicht die Gesellschaft Pro Vadiana ein Büchlein mit Latein-Erlebnissen und Einsichten. Der Ostschweizer Künstler Mark Staff Brandl **war zum Beispiel drei Jahre im Sprachkurs. Ein Vorabdruck des Beitrags von** Peter Müller.

Von 2004 bis 2007 habe ich Latein gelernt, allerdings nicht freiwillig. An den vier amerikanischen Universitäten, an denen ich Kunst, Kunstgeschichte und Literaturtheorie studiert hatte, war es nicht verlangt worden. Und jetzt brauche ich es für mein Doktorat in Anglistik, das ich an der Universität Zürich mache. Die drei Jahre haben mir aber gefallen – auch wegen dem Zweitmatura-Kurs in St.Gallen, dem ich mich anschliessen durfte. Das waren alles sympathische und interessante Leute. Und unser Lehrer Clemens Müller war fabelhaft – bei einem Fach wie Latein ist das wichtig. Zudem mache ich immer eine Million Dinge parallel, da hätte mich der einjährige Lateinkurs an der Universität überfordert. Einfach wurde es trotzdem nicht. Ich bin ein ausgesprochen visueller Mensch, und kein Sprachtalent. Deshalb musste ich die Dinge immer sehen, zum Beispiel auf Karteikärtchen und auf Listen im PC. Zudem war ich in Sachen Auswendiglernen ziemlich aus der Übung gekommen. Bei den Wörtern hat mir das Englische allerdings sehr geholfen. Rund zwei Drittel seines Wortschatzes gehen aufs Lateinische zurück, vor allem die Wörter, die in der schriftlichen Kommunikation verwendet werden. So haben wir zum Beispiel nicht nur das lateinisch-präzise «eliminare», sondern auch das germanisch-unbestimmte «get rid of».

Horaz: eine Collage aus Wörtern

Gewöhnungsbedürftig waren für mich zum Beispiel die Geschlechter des Lateins. Warum in aller Welt soll ein Tisch «weiblich» sein, oder eine Mauer «männlich»? Das fand ich als «English native speaker» doch reichlich seltsam. Für mich sind alle Sachen neutrum, weiblich nur die Frauen, und allenfalls ein Schiff, das Meer, eine Stute, mein Töff. Schwierigkeiten machte mir vor allem die Wortstellung. Im Englischen ist sie ziemlich strikt vorgegeben, weil wir die Wörter nur ansatzweise mit Endungen markieren. Im Lateinischen ist es umgekehrt. Deshalb kam mir ein lateinischer Textabschnitt oder eine Gedichtstrophe oft wie ein Sudoku-Rätsel vor. Was gehört da jetzt zusammen? Im Alltag ein Schnellleser, geriet ich öfters in Stocken, oder auf einen Holzweg, zumal im Lateinischen jeder Satz, ja jedes Wort mehr Informationen enthält als im Deutschen oder Englischen. Umgekehrt hat das auch seine schönen Seiten: Latein ist elegant, beweglich und eignet sich hervorragend für Poesie. Denken Sie nur an Horaz! Seine Gedichte sind sehr modern. Wie da die Wörter aufeinander reflektieren, in einem grammatikalisch zwanglosen Rahmen – das ist wie eine Collage, und der Rhythmus hat etwas von einem Gegenwartsgedicht aus den USA. Mich freut auch, dass ich jetzt Ovid im Original lesen kann. Seine «Metamorphosen» waren jahrhundertelang eine zentrale Motivquelle für die bildende Kunst. Sie können durch irgendein Kunstmuseum spazieren – überall treffen Sie auf Ovid. Horaz gefällt mir allerdings besser. Ovid finde ich etwas barock und schnörkelhaft, er erinnert mich an Thomas Mann. Horaz dagegen, das ist «peng-peng» – wie Hemingway oder Dürrenmatt.

«Die Alten ehren»

Die Wörter sind für mich überhaupt sehr wichtig. Ich schaue, wie die Wörter aussehen. Ich spiele furchtbar gern mit ihnen, in möglichst vielen Sprachen – privat und in meinem Kunstschaffen. Alle brauchen das Englische und das amerikanische Englische in der Kunst – es ist halt «cool». Ich bin wählerischer, arbeite mit Japanisch, Russisch, Albanisch, Serbokroatisch, Deutsch, Schweizerdeutsch ... und immer wieder mit Latein. Für mein «hortor»-Bild etwa war das Lateinische viel stimmiger als Deutsche («Ich ermutige») oder das Englische («I encourage»). Zudem: «Hortor» ist doch einfach ein schönes Wort. Die bildende Kunst ist vielfach so sarkastisch, so negativ – da will ich gelegentlich auch einmal etwas Positives machen. Kurz: Der drei-jährige Lateinkurs war für mich künstlerisch sehr inspirierend. Heimisch fühle ich mich im Latein aber auch, weil ich ein Comic-Freak bin. Vergil! Diese ganze Superhelden-Sache: Das ist Mythologie! Was ist Superman anderes als eine Kombination aus Herkules, Moses und Cincinnatus? Mich mit beidem zu beschäftigen, ist für mich eine Selbstverständlichkeit, denn beides ist ein Teil unserer Kultur. Und hat viel mit Bildung zu tun. Ein wichtiger Teil der Kunst war und ist immer Bildung. Nicht nur Aus-Bildung. Nicht alles ist zehn Sekunden alt – es gibt auch Älteres, das wichtig ist. Man soll das nicht anbeten, nicht heilig machen, aber auch nicht ignorieren. Die amerikanische Künstler und Künstlerinnen denken fälschlicherweise dass sie keine Geschichte haben, und erfinden die Welt ständig neu. Die europäischen Kunstschaffenden haben eine Heiden-Angst vor der Geschichte und kennen sie dabei nicht einmal. Ich bin für die kritische Auseinandersetzung: Künstler und Künstlerinnen brauchen ein Vorbild zum Missverstehen. Aus dieser Differenz können sie ihre eigene Position verstehen. «Du ehrst die Alten, indem du mit Ihnen kämpfst», sagt der amerikanische Literaturwissenschaftler und -kritiker Harold Bloom. Kurz: Ein guter Künstler führt mit der Gegenwart und mit der Vergangenheit einen Dialog. Die Möglichkeiten dazu sind uferlos. Ich habe zum Beispiel schon eine Performance gemacht, wo ich in neunzig Minuten die gesamte Kunstgeschichte erkläre, von der Prähistorie bis zur Gegenwart. Und ich freue mich, dass verschiedene meiner Kunstkollegen ähnlich denken. Einige haben mich sogar schon um meine neuen Lateinkenntnisse beneidet! In Amerika würde ich mit meinem Lateinkurs allerdings eher abseits stehen. Dort hat das Latein, hat die Sprache überhaupt keinen hohen Stellenwert. Wir Amerikaner beten die Wissenschaft und die Wirtschaft an, Sprachen sind bei uns ein schönes Hobby.

Lateinisch, Englisch und Deutsch

Vor kurzem habe ich den Lateinkurs abgeschlossen. Die Schlussprüfung habe ich recht gut bestanden: Im Schriftlichen hatte ich eine 5, im Mündlichen eine 5,5. Sicher hätte ich noch besser sein können. Aber es war eine Frage der Zeit – mein Terminkalender ist immer randvoll. Sehr entgegen kam mir, dass ich die schriftliche Übersetzung auf englisch schreiben, und im Mündlichen zunächst ebenfalls auf englisch übersetzen durfte, um die Dinge anschliessend auf deutsch zu kommentieren. Da bewegte ich mich gleich zwischen drei Sprachen – das war anstrengend, aber auch spannend. Prüfungsthemen waren Horaz Vergil und Ovid.

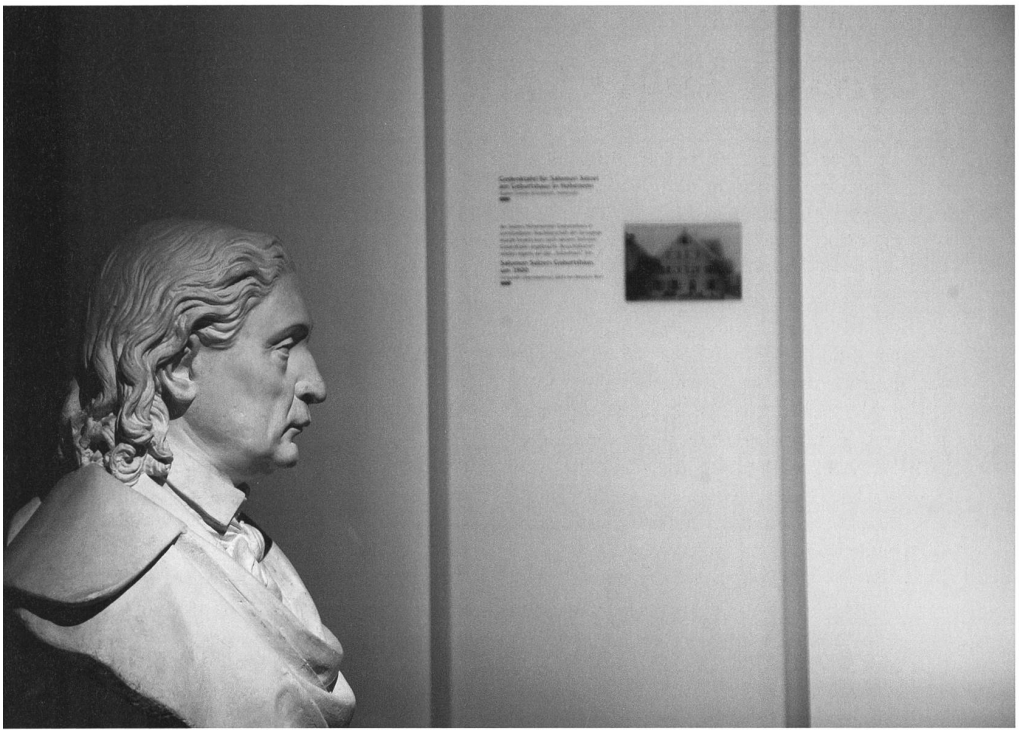


Bild: pd.

Der Sänger Salomon Sulzer empfängt die Besucherinnen und Besucher des jüdischen Museums.

IDENTITÄTSSTIFTUNG IN HOHENEMS

Die jüdische Gemeinde Hohenems blickt auf eine bald 400-jährige Geschichte zurück. Die neu gestaltete Dauerausstellung des Jüdischen Museums arbeitet diese auf und lässt dabei Altes auf Neues prallen.

von Johannes Stieger

Das Museum steht im alten jüdischen Viertel der kleinen Vorarlberger Stadt Hohenems. Von Diepoldsau her kommend führt die Strasse direkt auf das Gebäude zu: die prächtige Villa Heimann-Rosenthal. Einen Steinwurf vom Genzverlauf entfernt, an dem Paul Grüninger und seine Helfer Juden die Flucht vor den Nazis in die Schweiz ermöglicht haben. Hohenems ist heute vor allem für sein Vielfach-Kino berühmt, in dem sich die halbe Rheintaler Jugend mit Plastikmusik, Plastikfilmen und in Plastikbars vergnügt. Im Gegensatz zum benachbarten Diepoldsau vibriert es in Hohenems geradezu städtisch. Vermutlich ist es die Geschichte. Oder wenigstens, wie Theodor Elkan, der letzte Vorsteher der Kultusgemeinde, 1931 schrieb, die Erinnerung daran: «Wie Sie sehen, eine ganz kleine jüdische Gemeinde, die nur von den Erinnerungen lebt!»

Ansiedlung aus Eigennutz

Die Geschichte der Juden in Hohenems beginnt 1617, als Graf Kaspar von Hohenems erlaubt hat, dass sich jüdische Familien ansiedeln dürfen, respektive er sich dazu entschloss, Juden anzusiedeln. Der Antrieb war purer Eigennutz: die wirtschaftliche «Hebung» seines Residenzortes. Heute würde man das wohl Standortmarketing nennen. Jüdische Handelsleute sollten Anschluss ans internationale Handels- und Kreditwesen gewährleisten. Dadurch, dass sich in den Städten die christlichen Geldverleiher durchzusetzen begannen und die Juden aus den Städten vertrieben wurden, waren sie darauf angewiesen, sich auf dem Land ansiedeln zu können. Vorher nahmen sie lange Zeit eine führende Stellung im Geldhandel ein: Papst Alexander III gestand ihnen 1179 das Recht zu, gegen Zinsen Geld zu leihen, und 1215 erliess Papst Innozenz III ein Verbot, dass Christen Zinsen nehmen dürfen. Die Juden mussten sich neue Erwerbstätigkeiten suchen, meistens im Handel mit Vieh, Textilien oder landwirtschaftlichen Produkten.
Gesetzliche Beschränkungen und wirtschaftliche Zwänge drängten die Bewohner der jüdischen Gemeinde Hohenems zur Mobilität. Das führte auf der einen Seite dazu, dass durch die internationalen Beziehungen Hohenems einen städtischen Anstrich erhielt. Auf der anderen Seite schrumpfte die Gemeinde, viele zogen weg und heirateten auswärts. 1906 zählte die Gemeinde weniger als hundert Mitglieder.

Keine Anbiederung, sondern Kontrast

«Wir sind neu!», steht safrangelb auf den Drucksachen des Jüdischen Museums Hohenems und auf einer Fahne vor der Villa. Kurz erinnert der Spruch an die absurde Wortkonstruktion «Wir sind Papst», die es 2005 bei der Wahl des Unworts auf Platz zwei geschafft hat. Aber der leuchtend gelben Fröhlichkeit der Typografie und des lakonischen Inhalts zum Trotz entfaltet der Satz mit der Zeit seinen Inhalt. Er bezieht sich einerseits auf die Neugestaltung der Dauerausstellung des Jüdischen Museums, die Ende April dieses Jahres wiedereröffnet wurde. Auf der anderen Seite aber winkt er gewaltig mit dem Zaunpfahl und macht auf die Lebensbedingungen der Juden und deren Geschichte aufmerksam. Vertrieben und nicht willkommen sein als Dauerzustand. Die Diaspora, die Zerstreuung der Juden in alle Welt. «Wir sind neu!» ist das Motto eines Hauses, eines ganzen Quartiers, einer beinahe 400-jährigen Lokal-Geschichte.
Neues prallt auch in der Ausstellung auf Altes. Den Wänden der 1864 vom St.Galler Architekten Felix Wilhelm Kubly gebauten Villa entlang haben die Wiener Architekten Steinmayr und Macher Glaswände gestellt. Die alte Struktur ist sichtbar. Die kühle Glas- und Stahlkonstruktion hebt den vorhandenen Prunk der Villa auf ein Podest. Keine Anbiederung, sondern der gesuchte Kontrast. Nicht selten sind Jauchzer von Besuchern zu hören, die sich über die alte Bausubstanz freuen.

Fünf Fragen

Die Hohenemser Ausstellung fordert die Besucherinnen und Besucher konditionell heraus. Gewöhnt von Computer und Fernsehen, herumzuklicken und -zappen und häppchenweise die Informationen zu konsumieren, muss man sich erst an die Besucher-Führung gewöhnen und den Kopf beisammen haben. Der Inhalt wird parallel auf vier Ebenen vermittelt: Fünf Fragen zum Leben der Juden in Hohenems, die Rituale und Feiertage des Judentums, vom Ruhetag Schabbat bis Sukkot, dem Laubhüttenfest. Die dritte Ebene besteht aus auf Kniehöhe der Erwachsenen angebrachten

Leuchttafeln für die Kinder, und viertens wird den Besucherinnen und Besuchern am Eingang ein «Audioguide» abgegeben. Eine Menge an Informationen, die durch die sorgfältige, aber bisweilen komplexe Gestaltung schwer zu fassen sind.
Das Jüdische Museum schafft es, eine bunte Mischung von Leuten ins Museum zu locken und sie für die jüdische Geschichte zu interessieren, was zum Teil zu verwirrenden Kommentaren führt. Eine Besucherin wollte im zweiten Obergeschoss, in dem es um die Verfolgung und Flucht der Juden im zweiten Weltkrieg geht, von der Gruppenleiterin wissen, wer denn diese Gesetze für das Verhalten der Juden «geschrieben» habe. Die Leiterin antwortete leicht genervt: «Ja, natürlich der Grafiker, aber gemacht haben die Gesetze die Nazis.»

Jüdisches Museum Hohenems.
Öffnungszeiten: Dienstag bis Sonntag, 10-17 Uhr.
Mehr Infos: www.jm-hohenems.at

MEISTERSTÜCK

ANNA UND LEA

Gerader Strich waagrecht übers Blatt, ziemlich genau in der Mitte. Blick nach rechts aufs Blatt von Anna. Linke Seite der Waagrechten mit dem unteren Blattrand verbinden, rechtes Ende der Waagrechten mit dem unteren Blattrand verbinden. Oben drauf kommt ein spitzes Dreieck, das Dach. «Wart uf mi, i bi no nöd so wiit!» – «Denn mach halt emol echli schneller.» Die beiden Mädchen sind Kindergarten-Freundinnen; sie malen das gleiche Bild. Das ganze Haus wird in gleichmässige Rechtecke unterteilt. Anna malt vor, Lea kopiert exakt. Beide haben rote Wangen.
«Pause!», ruft Lea, «ich muss aufs Klo.» Es scheint dringend zu sein, sie schiesst auf, zappelt und öffnet die Hose bereits auf dem Weg zur Toilette. «Gell, nöd wiiter mole, wart uf mi.» Anna schaut ihr nach, hält einen kurzen Moment inne und malt dann weiter: Rot, blau und ... Als sie beim grünen Rechteck ankommt, ist Lea wieder zurück. «Du blödi Chue, du häsch nöd gwartet.» Anna malt weiter ohne aufzublicken. Sie presst ihre Lippen zusammen. Lea setzt sich hastig an den Tisch und grabscht eifrig nach den richtigen Farbstiften. Sonst sehr genau im Malen, lässt sie zuerst die rote, dann die blaue und auch die grüne Farbe über die Rechtecke sausen. Dabei murmelt sie vor sich hin und wirft ihrer Freundin böse Blicke zu: «Mann, wart uf mi. Da isch nöd luschtig.»
Ein anderes Kind ruft Anna zu sich; es möchte ihr etwas zeigen. Sie steht auf und betrachtet den riesigen Bauklotzturm. Lea packt die Gelegenheit. Sie überlegt einen Augenblick, ihre Wangen sind mittlerweile tomatig rot. Sie schaut aufs Blatt neben ihr; Annas Fassade ist bereits um violett und gelb reicher als Leas. Sie schaut nochmals kurz auf, rutscht auf ihrem Stuhl hin und her und greift dann blitzschnell nach einem braunen Farbstift. Sie krallt sich Annas Blatt und krabbelt ihr mit kuhfladenbrauner Farbe übers Papier. In wenigen Sekunden ist das Attentat vollbracht. Kuhfladenstift zurück an den selben Ort und weiter geht es auf ihrem eigenen Blatt, mit ... ähm, violett.
Ihr Gesicht hat sich verändert. Der verbissene, leicht gestresst wirkende Ausdruck hat sich in Triumph verwandelt. Anna kommt zurück, beim Hinsetzen sieht sie den Kuhfladen ähnlichen Fleck auf ihrer Hausfassade. «Du blödi Chueh, schpinnsch du Dummi.» Geschrei, Geheul und ein lautes «Aua», weil sie Lea in den Arm zwickt. Die beiden sind ausser sich. «Jo du häsch au nöd uf mi gwartet, du bisch selber tschuld.» – «Du bisch nüme mini Fründin, du Blödi.» «Jo und du bisch mini au nüme.» Völlig ausser sich versuchen sie sich gegenseitig die Blätter wegzuzerren. Mittlerweile steht die halbe Kindergartenklasse um die beiden. Wütend packt Anna ihre Farbstifte. Lea wird ruhig und dreht sich weg. Funkstille.
Kurze Zeit später sitzen die beiden wieder nebeneinander. Sie lachen und verabreden sich für den Nachmittag, während sie eifrig ausmalen. Die beiden letzten Rechtecke sind noch zu bemalen. «Türkis oder Schwarz?» Sie einigen sich auf Hautfarbe und Pink. Beim Vorbeigehen sehe ich, dass Lea auch einen Kuhfladen auf ihrem Blatt hat, genau an der selben Stelle, an der ein gleicher Annas Blatt ziert. Lea schaut auf und grinst.

Sandra Gantenbein

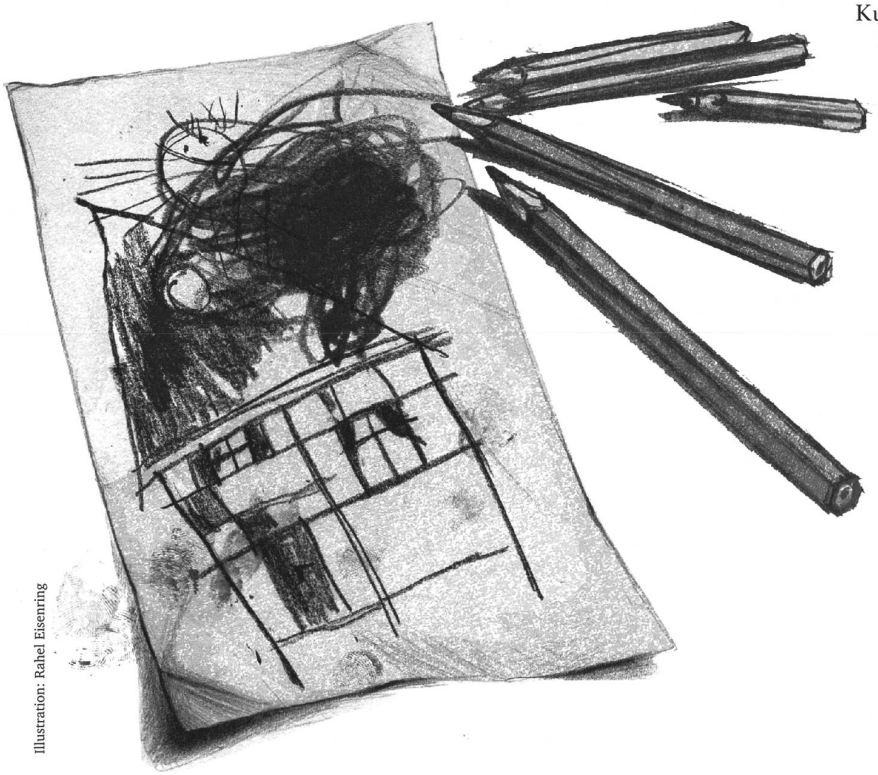
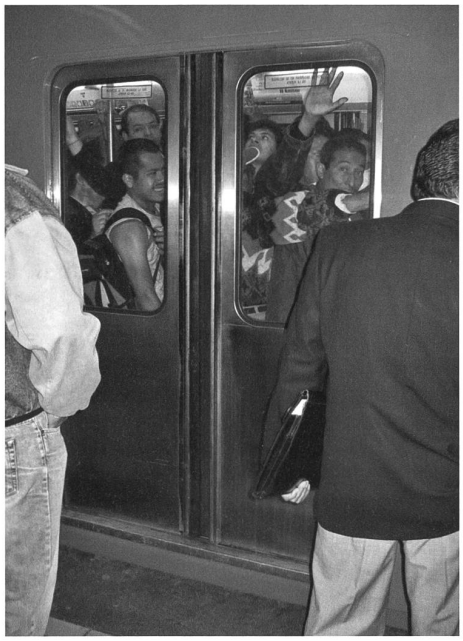
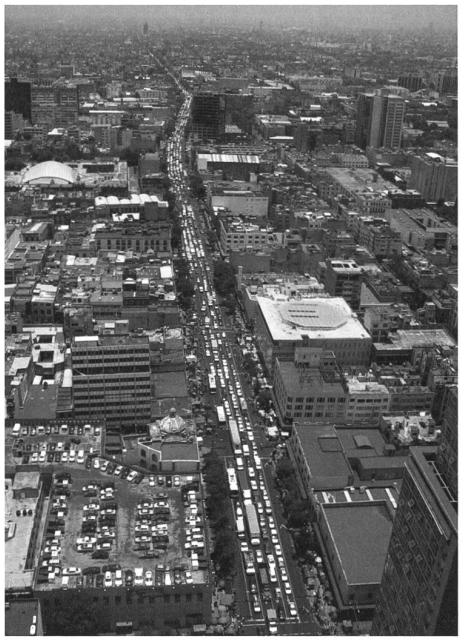


Illustration: Rahel Eisenring





«Als lägst du unter dem Sternenhimmel ...

Liebste,

Irgendwie kann ich es noch immer nicht glauben. Du würdest es ebenso wenig, auch wenn du es mit eigenen Augen gesehen hättest: Der Anflug ist schlichtweg atemberaubend. Vor dem kleinen Fenster ziehen träge Wolken klebrig über den blassen Himmel, es beginnt zu dämmern, als ich endlich die Stadt erblicke. Eine unfassbare Endlosigkeit breitet sich unter mir aus, ein graues Meer, das bereits mit vereinzelten Lichtern geziert wird. Der Horizont verschluckt jede klare Grenze. Stadt, soweit das Auge reicht. Wohl noch weiter. Irgendwo in der Ferne steigt ein blasser Berg an den Himmel. Das Flugzeug dreht leicht ab, gerät in Schräglage, und auch diese Perspektive bietet nichts als die Topografie aus Beton. Sie scheint ruhig, die Stadt, nur der Abendverkehr züngelt als brennende Schlange durch ein gitterartiges Netz von Furchen. Ich staune hinab.

Der Tag inmitten dieser unerhörten urbanen Ausdehnung fühlt sich anders an. Ich nehme die gewaltige Grösse nicht wahr, mein Bewusstsein begrenzt sich vor allem auf das sichtbare Umfeld. Nur wenn ich einmal auf einer Terrasse stehe oder auf einer Anhöhe und die plötzliche Weite mir wie eine Ohrfeige ins Gesicht tätscht, wird mir flau im Magen, und es stellt sich dieses irgendwie unbefriedigende Gefühl ein. Du kennst es. Als lägst du unter dem Sternenhimmel und scheitertest am eigenen Fassungsvermögen.

Die Strassen sind lebhaft, farbenfroh, und immer herrscht reger Betrieb. Alles scheint spontan und ungeordnet, und an jeder Ecke versucht jemand etwas zu verkaufen. Frühmorgens stellen die Saftpresser ihren Stand auf. Daneben verkauft eine Frau süsses Gebäck. Etwas weiter steht eine Menschentraube um eine improvisierte Küche, und man isst im Stehen Tacos. Liquados, Milchshakes, Süssigkeiten. Einzelne Zigaretten. Spielzeug. Nagelklupper. Obst. Illegale DVDs. Schminksachen. Ein Berg reifer Mangos. Die Duftkulisse wechselt nach jedem Meter ihr Dekor. Dann wieder stören Abgase. Laut und gefährlich bewegt sich der Verkehr durch die Stadt. Planlos, und die Strassen sind inzwischen permanent verstopft. Unübersichtliche Wagenreihen vibrieren in der Sonne. Verkehrsregeln scheinen ausser Betrieb, Hupen ein Allerweltsmittel. Der private Verkehr fordert Nerven und Zeit. Der öffentliche tut es ihm gleich. Ich weiss, du würdest diesen Rhythmus nur schwer aushalten.

Die veralteten Busse mühen sich den Trottoirkanten entlang, Haltestellen gibt es nicht, und wer ein- oder aussteigen will, tut das nach Lust und Laune. Demenstprechend kommt man voran; der Bus stoppt nach wenigen Metern bereits wieder. Die Metro ist schneller. «Orange Limousine», sagen die Mexikaner. Sie ist das wichtigste Transportmittel der Stadt und bietet ein ausgedehntes Netz. Täglich pendeln zehn Millionen Menschen von der Peripherie ins Zentrum und abends zurück. Während der Rush Hour ist es amüsant, sich ein Ticket zu kaufen. Wir könnten uns Popcorn posten und ein bisschen zugucken. Der Kampf beim Einsteigen oder Verlassen der Wagen wird oft mit groben Flüchen und sogar Handgreiflichkeiten geführt. Frauen haben die Möglichkeit auf separate Waggons. Wie Sardinen im Öl und schwitzend, in der übel heissen Luft aneinandergequetscht, bewegen sich die Menschen zur Arbeit.

> Während der Rush Hour ist es amüsant, sich ein Metro-Ticket zu kaufen. Wir könnten uns Popcorn posten und ein bisschen zugucken.

Zu ruhigerer Stunde ist die Metro angenehm und nicht minder spannend. Allerlei Volk benützt das günstigste aller Verkehrsmittel; ein Billet kostet umgerechnet 25 Rappen, und man fährt, so lange man will, wohin man will. Die Metro ist beliebte Bühne für Verkaufsaktionen. Schwarzmarkt-CDs werden hier gerne

verkauft. Aus der in den Rucksack eingebauten Musikanlage scheppert die jeweilige Schnulze oder der Mexiko-Rock. Ein anderer möchte farbige Kugelschreiber loswerden. Oder Chiclets-Kaugummis. Oder mathematische Umrechnungstabellen.
Unangenehmer sind mir die Menschen, die mich um Geld bitten. Überall in der Stadt und immer wieder stechen sie mir ins Herz – du weisst: Ich ertappe mich dann und wann bei kreativen Ausreden, um mein Mitgefühl und das Spenderportemonnaie zu übertölpeln. Menschen schlagen mit vernarbten Rücken Purzelbäume auf Scherben, Männer spucken tagein, tagaus an der Strassenkreuzung Feuer, Kinder ziehen ihre Kindheit lang durch die Strassen und verkaufen Zahnstocher oder Armbändeli. Buben putzen Schuhe, spielen Handorgel oder singen an einer Ecke. Jeden Moment will man geben, und das bringt mich in einen Konflikt.
Die Kontraste wollen mich zerreissen. Die Diskrepanzen sind enorm. Sie sind in ihrem Wesen wie die unerhörte Grösse der Stadt: kaum zu begreifen.

Man sagt, das Übel sei die Korruption. Sie begegnet mir versteckt und spielerisch. Die Polizei verhandelt kleinere Delikte und Vergehen und bietet gerne Absolution gegen eine kleine Gehaltsaufbesserung. Grössere Delikte kosten dann wohl etwas mehr. Ich glaube, du würdest dich nerven. Dein Gerechtigkeitssinn ginge auf die Barrikaden.

Polizisten sind allgegenwärtig: Verkehrspolizei, Präventivpolizei, Bankenpolizei, Tourismuspolizei, Hilfspolizei, Investigationspolizei. Sie stehen stark herum, und irgendeine grosse Waffe blitzt mit der gefälschten RayBan-Brille um die Wette. Oft sehen sie aus wie Bilderbuchfiguren. Das amüsiert mich. Die Kriminalität ist aber definitiv ein beunruhigendes Thema. Im Vergleich ist die Zürcher Langstrasse ein Kinderhort. Die Zeitungen berichten blutig von Schiessereien; bewaffnete Raubüberfälle auf irgendetwas, das Geld enthält, sind an der Tagesordnung. Entführungen grad in Mode, Trickdiebstähle raffiniert, und es kann schon mal sein, dass man nach dem verdienten Feierabend in eine leer geräumte Wohnung tritt.

Ich glaube, du würdest dich nerven. Dein Gerechtigkeitssinn ginge auf die Barrikaden.

Nachts bin ich ein wenig auf der Hut, auch wenn ich mich in den sicheren Quartieren bewege. Die Wahl des Taxis soll überlegt sein. Und in der Ferne bellt ein Hund. Manchmal denke ich, dass ich einen Alltag hier mit dir nicht so gelassen nehmen könnte, wüsste ich dich alleine in der Stadt herumziehen.

Obwohl: Alleine wärst du sicherlich nicht lange. Die Mexikaner knüpfen schnell Kontakt, sind offen, herzlich und angenehm unkompliziert. Kaum einen einsamen Moment liessen sie mir, nahmen mich mit und boten mir Freundschaft. Ich mag die Mentalität, ihre Sicht der Dinge und die entspannte Art, mit Verbindlichkeiten umzugehen. Sogar dem Tod widmen sie ein Fest. Musik ist allgegenwärtig. Tanz und Tequila kommen schnell ins Spiel. Immer gibt es einen Grund anzustossen, und durch den mexikanischen Charakter wird im Vergleich zur Schweiz alles viel unberechenbarer. Nie kann man abschätzen, wo ein Abend enden wird, von wem man noch angesprochen und an welches Fest man mitgenommen wird. Ich lasse mich gerne treiben und überraschen. Nicht selten entpuppte sich die Idee, in der Botica noch schnell ein Bier zu trinken, als Wochenendprogramm.

Alles in allem ist die Ciudad de Mèxico auch jetzt, nach all diesen Wochen, täglich ein gewaltiges Erlebnis. Lockt Emotionen. Ich liesse dich gerne teilhaben. Die Architektur ist ein Augenschmaus, die Art-Deco-Quartiere, welche all die Erdbeben überlebten, laden zum ziellosen Herumspazieren ein. Die grünen Alleen und Parks bieten dem Smog die Stirn, und viele Museen verwöhnen den Kultur- und Kunstfan. Es lohnt sich, sich Zeit zu nehmen und zu beobachten, was und wie in dieser Stadt alles passiert – sich die fast unwirklichen Details und Unverständlichkeiten zu Gemüte zu führen. Wie zum Beispiel auf dem Zocalo, dem riesigen Platz im Zentrum zu stehen und sich zu fragen: Wer um alles in der Welt hatte die Idee, eine dermassen grosse Flagge zu nähen?

Mit Herz,
M.

Manuel Piccinno, 1974, ist in Wattwil aufgewachsen.
Er lebt als Dekorationgestalter und Möbeldesigner in Zürich und Mexiko City.

... und scheiterst am Fassungsvermögen.»